rowohlt e-BOOK

Mein Herz in zwei Welten

JOJO MOYES

Roman

Jojo Moyes

Mein Herz in zwei Welten

Roman

Aus dem Englischen von Karolina Fell

Über dieses Buch

«Trag deine Ringelstrumpfhosen mit Stolz. Führe ein unerschrockenes Leben. Fordere dich heraus. Lebe einfach.»

Diese Sätze hat Will Louisa mit auf den Weg gegeben. Doch nach seinem Tod brach eine Welt für sie zusammen. Es hat lange gedauert, aber endlich ist sie bereit, seinen Worten zu folgen, und wagt in New York den Neuanfang. Die glamouröse Welt ihrer Arbeitgeber könnte von Lous altem Leben in der englischen Kleinstadt nicht weiter entfernt sein. Dort ist ein Teil ihres Herzens zurückgeblieben: bei ihrer liebenswert chaotischen Familie und vor allem bei Sam, dem Mann, der sie auffing, als sie fiel. Während Lou versucht, New York zu erobern und herauszufinden, wer Louisa Clark wirklich ist, muss sie feststellen, wie groß die Gefahr ist, sich selbst und andere auf dem Weg zu verlieren. Und am Ende muss sie sich die Frage stellen: Ist es möglich, ein Herz zu heilen, das in zwei Welten zu Hause ist?

Vita

Jojo Moyes, geboren 1969, hat Journalistik studiert und für die «Sunday Morning Post» in Hongkong und den «Independent» in London gearbeitet. Mit «Ein ganzes halbes Jahr» gelang ihr international der Durchbruch. Der Roman wurde in über 40 Sprachen übersetzt und stand auch in Deutschland monatelang auf Platz 1 der Bestsellerliste. Jojo Moyes lebt mit ihrem Mann und ihren drei Kindern auf dem Land in Essex.

Impressum

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel «Still me» bei Penguin Books/Penguin Group, London.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Juni 2019
Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
«Still me» Copyright © 2018 by Jojo Moyes
Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages
Redaktion Tobias Schumacher-Hernández
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt
Umschlagillustration Daniela Terrazzini/The Artworks
Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation
Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp
Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen
ISBN Printausgabe 978-3-499-27234-9 (1. Auflage 2019)
ISBN E-Book 978-3-644-22391-2
www.rowohlt.de

Für meine liebe Saskia: Trage deine Ringelstrumpfhosen mit Stolz.

Erkenne dich selbst und mache dich dementsprechend zurecht.

Epiktet

Kapitel 1

Es war der Schnurrbart, bei dem ich daran denken musste, dass ich nicht mehr in England war; ein breiter, grauer Tausendfüßler, der die Oberlippe des Mannes vollständig verdeckte; ein Village-People-Schnurrbart, ein Cowboy-Schnurrbart, ein Miniaturbesen, der ankündigte, dass es jetzt ernst wurde. Solche Schnurrbärte gab es zu Hause einfach nicht. Ich konnte kaum den Blick davon abwenden.

Der einzige Mensch, den ich zu Hause je mit so einem Schnurrbart gesehen hatte, war Mr. Naylor, unser Mathematiklehrer, und bei ihm hatten sich Kekskrümel darin verfangen, die wir während der Algebrastunde zählten.

«Ma'am?»

«Oh. Sorry.»

Der uniformierte Mann winkte mich mit seinem dicklichen Zeigefinger nach vorn. Er sah nicht von seinem Bildschirm auf. Ich wartete vor dem Schalter; nach dem Langstreckenflug trocknete langsam der Schweiß in meinem Kleid. Der Mann hob eine Hand und wackelte mit vier fetten Fingern. Das, begriff ich nach mehreren Sekunden, war die Aufforderung, ihm meinen Pass zu geben.

«Name.»

«Der steht doch da», sagte ich.

«Ihr Name, Ma’am.»

«Louisa Elizabeth Clark.» Ich spähte über den Counter. «Aber Elizabeth benutze ich nie. Meiner Mutter ist nämlich nach der Taufe aufgefallen, dass sich die Namen viel zu ähnlich sind und es idiotisch klingt, sie hintereinander auszusprechen. Mein Dad findet allerdings, das passt irgendwie. Nicht, dass ich eine Idiotin wäre. Ich meine, Sie wollen schließlich keine Idioten im Land haben. Haha!» Meine Stimme hallte schrill von der Plexiglasscheibe zurück.

Der Mann sah mich zum ersten Mal richtig an. Er hatte breite Schultern und einen Blick, der einen niederstrecken konnte wie ein Taser.

Er lächelte nicht. Er wartete ab, bis mein eigenes Lächeln verschwunden war.

«Sorry», sagte ich. «Leute in Uniform machen mich immer nervös.»

Ich warf einen Blick über die Schulter in die Ankunftshalle, auf die Schlange der anstehenden Menschen, die sich so oft gewunden hatte, dass sie zu einem undurchdringlichen Menschenmeer geworden war. «Das ist wirklich die längste Schlange, in der ich je gestanden habe. Ich hatte schon überlegt, ob ich anfange, meinen Wunschzettel für Weihnachten zu schreiben.»

«Legen Sie Ihre Hand auf den Scanner.»

«Beeindruckend.»

«Der Scanner?» Er runzelte die Stirn.

«Die Schlange.»

Aber er hörte mir nicht mehr zu. Er musterte etwas auf seinem Bildschirm. Ich legte meine Finger auf die Sensorfläche des Scanners. Und dann kam ein «Ping» von meinem Telefon.

Mum: Bist du gelandet?

Ich wollte mit der freien Hand eine Antwort tippen, aber der Mann musterte mich streng.

«Ma'am, es ist in diesem Bereich verboten, Mobiltelefone zu benutzen.»

«Es ist nur meine Mum. Sie will wissen, ob ich hier bin.» Ich versuchte mehrmals, auf das Daumen-hoch-Emoji zu drücken, während ich das Handy wegsteckte.

«Grund der Reise?»

Was ist das?, kam augenblicklich Mums Antwort. Sie hatte sich beim SMS-Schreiben vom ersten Augenblick an so wohl gefühlt wie ein Fisch im Wasser und konnte inzwischen schneller tippen als sprechen. Und schon das erfolgte im Maschinengewehrtempo.

Du weißt, dass mein Handy diese kleinen Bilder nicht kann. Ist das ein SOS? Louisa, schreib, dass du o. k. bist.

«Grund der Reise, Ma'am.» Der Schnurrbart zuckte vor Verärgerung. Langsam fügte er hinzu: «Was führt Sie in die Vereinigten Staaten?»

«Ich habe einen neuen Job.»

«Und der wäre …»

«Ich werde für eine Familie in New York arbeiten. Am Central Park.»

Möglicherweise hoben sich die Augenbrauen des Mannes für einen winzigen Moment um einen Millimeter. Er checkte die Adresse auf meinem Formular.

«Was für eine Art Arbeit?»

«Das ist ein bisschen kompliziert. Aber ich bin so etwas wie eine bezahlte Begleiterin.»

«Eine *bezahlte Begleiterin.*»

«Also … ich habe früher für einen Mann in England gearbeitet. Ich war seine bezahlte Begleiterin, aber ich habe ihm auch seine Tabletten gegeben und bin mit ihm rausgegangen und habe ihn gefüttert – das ist übrigens gar nicht so seltsam, wie es klingt –, weil er seine Hände nicht gebrauchen konnte. Es war überhaupt nichts Perverses oder so. Das Ding ist, es ist schwer, den Leuten nicht nahezukommen, um die man sich kümmert, und Will – so hieß er – war einfach unglaublich, und wir … na ja, wir haben uns ineinander verliebt.» Zu spät wurde mir das vertraute Gefühl bewusst, mit dem mir die Tränen kamen. Ich wischte mir hastig über die Augen. «Es wird also so was in der Art, schätze ich. Bis auf das mit der Liebe. Und das mit dem Füttern.»

Der Beamte von der Einwanderungsbehörde starrte mich an. Ich versuchte zu lächeln.

«Also eigentlich weine ich nicht, wenn ich über die Arbeit rede. Ich bin nämlich keine Idiotin, trotz meines Namens. Hah!

Aber es war eben nicht irgendein Job. Ich habe ihn geliebt. Und er hat mich geliebt. Und dann hat er … na ja, er hat beschlossen, sein Leben zu beenden. Und das hier ist so was wie mein Versuch, einen Neuanfang zu machen.»

Die Tränen liefen mir nun aus den Augenwinkeln, unaufhörlich, peinlich. Ich konnte es nicht verhindern. Ich konnte anscheinend überhaupt nichts verhindern.

«Sorry. Muss der Jetlag sein. Es wäre für mich jetzt ungefähr zwei Uhr morgens, verstehen Sie? Außerdem rede ich eigentlich nicht mehr über ihn. Ich meine, ich habe einen neuen Freund. Und er ist toll! Er ist Sanitäter! Und richtig sexy! Das ist, als hätte man in der Männer-Lotterie gewonnen, oder? Ein sexy Sanitäter!»

Ich kramte in meiner Handtasche nach einem Taschentuch. Als ich aufsah, hielt mir der Mann eine Schachtel mit Papiertüchern hin.

Ich nahm eins.

«Danke. Also jedenfalls arbeitet mein Freund Nathan hier – er kommt aus Neuseeland –, und er hat mir geholfen, diese Stelle zu kriegen, und ich weiß eigentlich gar nicht, was ich alles zu tun habe, außer dass ich mich um die Frau eines reichen Mannes kümmern soll, die Depressionen hat. Aber ich habe beschlossen, dass ich dieses Mal Wills Erwartungen gerecht werde, bis jetzt habe ich das nämlich nicht geschafft. Zuletzt habe ich in einem Irish Pub im Flughafen gearbeitet.»

Ich erstarrte. «Nicht … oh … dass irgendwas daran auszusetzen wäre, wenn jemand in einem Flughafen arbeitet!

Ich bin sicher, dass die Einwanderungsbehörde sehr wichtig ist. *Total* wichtig. Aber ich habe einen Plan. Ich werde jede Woche, die ich hier bin, etwas Neues machen, und ich werde ja sagen.»

«Ja sagen?»

«Zu neuen Sachen. Will meinte immer, ich würde mich neuen Erfahrungen verschließen. Also ist das jetzt mein Plan.»

Der Beamte studierte meine Papiere. «Sie haben das Adressfeld nicht richtig ausgefüllt. Ich brauche eine Postleitzahl.»

Er schob mir das Formular hin. Ich suchte die Nummer auf dem Blatt, das ich mir ausgedruckt hatte, und schrieb sie mit zitternden Fingern in das Feld.

Ich warf einen Blick nach links, wo die Leute in meinem Bereich unruhig wurden. Am Schalter nebenan wurde eine chinesische Familie von zwei Beamten befragt. Als sich die Frau beschwerte, wurden sie in einen Nebenraum geführt. Plötzlich fühlte ich mich sehr allein.

Der Beamte warf einen Blick über die Warteschlange. Und dann, völlig abrupt, stempelte er meinen Pass ab.

«Viel Glück, Louisa Clark», sagte er.

Ich starrte ihn an. «Das war's?»

«Das war's.»

Ich lächelte. «Oh, danke! Das ist wirklich nett. Ich meine, es ist ziemlich komisch, zum ersten Mal allein auf der anderen Seite der Erdkugel zu sein, und jetzt fühle ich mich, als hätte ich gerade meine erste nette Begegnung gehabt und …»

«Sie müssen jetzt weitergehen, Ma'am.»

«Natürlich. Sorry.»

Ich raffte meine Sachen zusammen und schob mir eine verschwitzte Haarsträhne aus dem Gesicht.

«Und, Ma'am?»

«Ja?» Ich fragte mich, was ich jetzt wieder falsch gemacht hatte.

Er sah nicht von seinem Bildschirm auf.

«Passen Sie auf, zu was Sie ja sagen.»

Nathan hatte versprochen, mich abzuholen. Ich ließ meinen Blick über die Menschenmenge schweifen, fühlte mich seltsam unsicher und war insgeheim davon überzeugt, dass er nicht kommen würde, aber dann sah ich ihn, seine riesige Hand winkte über die Menschen hinweg. Er hob seinen anderen Arm, ein Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus, dann schob er sich zu mir durch und hob mich in einer stürmischen Umarmung in die Luft.

«Lou!»

Bei seinem Anblick schnürte sich in mir unerwartet etwas zusammen – etwas, das mit Will und Verlust zu tun hatte und mit der Hypersensibilität, die sich nach einem etwas zu holprigen siebenstündigen Flug einstellt. Ich war froh, dass er mich festhielt, sodass ich einen Moment hatte, um mich zusammenzunehmen. «Willkommen in New York, Kleine! Du weißt immer noch, wie man sich anzieht, stelle ich fest.»

Grinsend hielt er mich auf Armeslänge von sich gestreckt. Ich zog mein Siebziger-Jahre-Tigerprint-Kleid glatt. Ich hoffte

damit auszusehen wie Jackie Onassis – die sich im Flugzeug ihren halben Kaffeebecher auf den Schoß gekleckert hatte.

«Es ist einfach toll, dich wiederzusehen.»

Er nahm meine bleischweren Koffer hoch, als enthielten sie nur Federn. «Komm. Bringen wir dich ins Haus. Der Prius ist in der Inspektion, deshalb hat mir Mr. G. das Auto geliehen, mit dem sie sich sonst herumfahren lassen. Der Verkehr ist ein Albtraum, aber du kommst stilvoll an.»

Das Auto war lang und schwarz und schnittig, und die Türen schlossen mit diesem nachdrücklichen, diskreten *Klack*, das von einem Preis im sechsstelligen Bereich kündete. Nathan verstaute mein Gepäck im Kofferraum, und ich ließ mich mit einem Seufzen auf dem Beifahrersitz nieder. Ich checkte mein Handy, beantwortete Mums vierzehn Nachrichten mit einer einzigen, in der ich ihr nur mitteilte, dass ich im Auto war und sie am nächsten Tag anrufen würde. Und dann beantwortete ich die SMS von Sam, in der er mir geschrieben hatte, dass er mich vermisste, mit einem «Gelandet xxx».

«Wie geht's dem Knaben?», fragte Nathan mit einem Seitenblick zu mir.

«Gut, danke.» Ich fügte sicherheitshalber noch ein paar xxxx hinzu.

«Hat er nicht zu sehr geklammert, weil du hier rüberkommen wolltest?»

Ich zuckte mit den Schultern. «Er fand, ich sollte es tun.»

«Das haben wir alle gedacht. Du hast einfach nur eine Weile gebraucht, um deinen Weg zu finden.»

Ich steckte mein Handy weg, lehnte mich zurück und schaute hinaus auf die unbekannten Schilder am Highway, Milo's Tire Shop, Richie's Gym, die Rettungswagen und Trucks, die heruntergekommenen Häuser mit ihrer abblätternden Farbe und ihren maroden Treppenaufgängen, die Basketballfelder und Autofahrer, die aus überdimensionalen Plastikbechern tranken. Nathan schaltete das Radio an, ich hörte jemanden namens Lorenzo über ein Baseballspiel reden, und einen kurzen Moment lang fühlte ich mich, als wäre die Realität aufgehoben worden.

«Also, du hast morgen tagsüber Zeit, um dich einzugewöhnen. Willst du was Bestimmtes machen? Ich dachte, ich lasse dich ausschlafen und schleppe dich dann irgendwohin zum Brunchen. Du solltest dir an deinem ersten Wochenende hier unbedingt die volle Dosis New-York-Diner geben.»

«Klingt super.»

«Die Gopniks kommen erst morgen Abend aus dem Country Club zurück. Letzte Woche gab's ziemlich Streit. Ich erzähle es dir, wenn du ein bisschen Schlaf gehabt hast.»

Ich starrte ihn an. «Keine Geheimnisse, ja? Das hier wird nicht wie –»

«Sie sind nicht wie die Traynors. Sie sind einfach nur eine durchschnittlich verkorkste Multimillionärsfamilie, wie man sie so kennt.»

«Ist sie nett?»

«Sie ist super. Und sie ist … schwierig. Aber sie ist super. Er auch.»

Eine präzisere Charakterbeschreibung war von Nathan nicht zu erwarten. Er verfiel in Schweigen – Nathan hatte noch nie viel herumgetratscht –, und ich saß in dem weich gepolsterten, klimatisierten Mercedes GLS und kämpfte gegen den Schlaf, der mich in Wellen überwältigen wollte. Ich dachte an Sam, der jetzt ein paar tausend Meilen entfernt tief und fest in seinem Eisenbahnwaggon schlief. Ich dachte an Treena und Tom, die in meiner kleinen Wohnung in London unter ihren Decken lagen. Dann unterbrach Nathans Stimme meine Gedanken.

«Bitte sehr!»

Ich sah mit müdem Blick auf, und da lag es auf der anderen Seite der Brooklyn Bridge – Manhattan –, schimmernd wie eine Million gezackte Lichtscherben; ehrfurchtgebietend, funkelnd, unfassbar verdichtet und schön, ein Anblick, der mir aus Film und Fernsehen derart vertraut war, dass ich es kaum fassen konnte, ihn nun real vor mir zu haben. Ich schob mich auf meinem Sitz hoch, sprachlos, während wir weiter darauf zufuhren, auf die berühmteste Metropole des Planeten.

«Von diesem Anblick kann man nie genug kriegen, was? Bisschen größer als Stortfold.»

Ich glaube nicht, dass ich es vor diesem Augenblick wirklich begriffen hatte.

Mein neues Zuhause.

«Hey, Ashok. Wie geht's?» Nathan rollte mein Gepäck durch die Marmorlobby, während ich die schwarz-weißen Bodenfliesen bestaunte und die Messinggeländer und versuchte, nicht zu stolpern. Es war wie der Eingangsbereich eines prächtigen, leicht altmodischen Hotels; der in poliertem Messing glänzende Lift, der rot und goldfarben gemusterte Teppich, die Rezeption ein wenig düsterer, als es angenehm war. Es roch nach Bienenwachs, glänzend geputzten Schuhen und Geld.

«Mir geht's gut, Mann. Und wer ist das?»

«Das ist Louisa. Sie wird für Mrs. G. arbeiten.»

Der livrierte Pförtner trat hinter seinem Rezeptionstresen hervor und streckte mir die Hand entgegen. Er hatte ein breites Lächeln und Augen, die wirkten, als hätte er schon alles gesehen.

«Sehr erfreut, Sie kennenzulernen, Ashok.»

«Eine Britin! Ich habe einen Cousin in London. Croy-down. Kennen Sie Croy-down? Wohnen Sie da in der Nähe? Er ist eine große Nummer, wenn Sie verstehen, was ich meine.»

«Ich kenne Croydon eigentlich nicht besonders gut», sagte ich. Und als sich Enttäuschung auf seiner Miene abzeichnete, fügte ich hinzu: «Aber das nächste Mal, wenn ich dort bin, halte ich nach ihm Ausschau.»

«Louisa. Willkommen im The Lavery. Wenn Sie irgendwas brauchen oder irgendwas wissen wollen, wenden Sie sich einfach an mich. Ich bin rund um die Uhr für Sie da.» Er deutete auf einen Aufzug jenseits der Rezeption.

«Das ist kein Scherz», sagte Nathan. «Manchmal denke ich, er schläft unter dieser Rezeption.»

«Drei Kinder unter fünf, Mann», sagte Ashok. «Glaub's mir, hier zu sein sorgt dafür, dass ich nicht irre werde. Kann nicht behaupten, dass es auf meine Frau die gleiche Wirkung hat, aber so ist es eben.» Er grinste. «Im Ernst, Miss Louisa. Egal, was Sie brauchen, ich bin Ihr Mann.»

«Meint er Drogen, Prostituierte und schlüpfrige Etablissements?», flüsterte ich, als sich die Türen des Aufzugs vor uns schlossen.

«Nein. Er meint Theaterkarten, Tischreservierungen und die beste Reinigung», sagte Nathan. «Wir sind hier in der Fifth Avenue, meine Güte. Ich frage mich, was du da drüben in London getrieben hast.»

Der Wohnsitz der Gopniks umfasste 650 Quadratmeter im zweiten und dritten Stock eines neugotischen Backsteingebäudes. Es handelte sich um eine der seltenen Maisonettewohnungen in diesem Teil New Yorks, und sie war ein Beweis für Generationen von Gopnik-Reichtum. The Lavery war eine etwas verkleinerte Version des berühmten Dakota-Buildings, erklärte mir Nathan, und eine der ältesten Eigentümergemeinschaften an der Upper East Side. Niemand konnte hier ohne die Zustimmung eines Bewohner-Beirates, der unerschütterlich jede Veränderung ablehnte, eine Wohnung kaufen oder verkaufen. Während die Luxus-Eigentumswohnblöcke auf der anderen Seite des Parks das

neue Geld beherbergten – russische Oligarchen, Popstars, chinesische Stahlbarone, Hightech-Milliardäre und die dazu passenden Restaurants, Fitnessstudios, Kindergärten und Infinity Pools –, waren die Bewohner von The Lavery eindeutig Vertreter der alten Schule.

Die Wohnungen wurden über Generationen weitervererbt; wer hier lebte, lernte, sich an die Leitungen aus den dreißiger Jahren zu gewöhnen, kämpfte lange, verwickelte Schlachten um die Genehmigung jeder Änderung, die weitreichender war als die Auswechslung eines Lichtschalters, und wandte vornehm den Blick von der Art ab, auf die sich New York veränderte, genau so, wie andere Leute einen Bettler mit einem Pappschild ignorieren.

Ich erhaschte kaum einen Blick auf die Pracht der Maisonettewohnung mit ihren Parkettböden, hohen Decken und Damastdraperien, die von der Decke bis zum Boden reichten, während wir auf direktem Weg zum Wohnbereich der Angestellten gingen, der am hinteren Ende der zweiten Etage an einem engen Korridor lag, der von der Küche abzweigte – eine Besonderheit, die aus einer anderen Zeit übrig geblieben war. Die neueren oder sanierten Gebäude hatten keinen Angestelltentrakt: Haushälterinnen und Kindermädchen kamen mit dem Frühzug aus Queens oder New Jersey und kehrten abends zurück. Doch die Gopniks besaßen diese Wohnung, seit das Haus erbaut worden war. Diese winzigen Räume konnten nicht ausgebaut oder verkauft werden,

sondern waren vertraglich an die Hauptwohnung gebunden und als zusätzliche Stauräume begehrt.

Es war nicht schwer zu verstehen, warum sie normalerweise als Abstellräume dienten.

«Bitte sehr.» Nathan öffnete eine Tür und stellte mein Gepäck ab.

Mein Zimmer war etwa drei mal drei Meter groß. Es beherbergte ein Doppelbett, einen Fernseher und eine Schubladenkommode nebst Wandschrank. In einer Ecke stand ein kleiner Sessel mit beigefarbenem Stoffbezug, dessen eingesunkene Sitzfläche von früheren, erschöpften Bewohnern zeugte. Ein kleines Fenster ging möglicherweise nach Süden hinaus. Das war schwer zu sagen, da es ungefähr zwei Meter von der Backsteinmauer eines so hohen Nachbarhauses entfernt war, dass ich den Himmel nur sehen konnte, wenn ich das Gesicht an die Scheibe drückte und nach oben schielte. Vom Flur ging eine Gemeinschaftsküche ab, die ich mir mit Nathan und einer Haushälterin teilen sollte, deren Zimmer auf der anderen Seite des Ganges lag.

Auf meinem Bett lag ein säuberlicher Stapel aus fünf dunkelgrünen Polohemden und schwarzen Hosen, deren Schimmer auf billiges Kunstfasermaterial hinwies.

«Haben sie dir nichts von der Uniform gesagt?»

Ich nahm eines der Polohemden hoch.

«Die Gopniks finden, eine Uniform macht es einfacher. Jeder sieht, wo er steht.»

«Wenn man aussehen will wie ein Golfer.»

Ich spähte in das winzige Badezimmer; es war mit kalkfleckigem braunem Marmor gefliest und ging vom Schlafzimmer ab. Es gab eine Toilette, ein Waschbecken, das nach den vierziger Jahren aussah, und eine Dusche. Daneben lagen ein Stück in Papier gewickelte Seife und eine Dose Kakerlakenspray.

«Es ist sogar ziemlich groß für Manhattaner Verhältnisse», sagte Nathan. «Ich weiß, dass es ein bisschen verwohnt aussieht, aber Mrs. G. hat gesagt, wir können es anstreichen. Noch ein paar Lampen und ein paar Accessoires, und es wird –»

«Ich finde es großartig», sagte ich. Ich drehte mich zu ihm um, und auf einmal begann meine Stimme zu zittern. «Ich bin in New York, Nathan. Ich bin tatsächlich hier.»

Er drückte mir die Schulter. «Jup. Das bist du wirklich.»

Ich schaffte es, lange genug wach zu bleiben, um auszupacken, mir mit Nathan etwas zu essen zu bestellen, durch ein paar von den 859 Kanälen meines kleinen Fernsehers zu zappen, auf denen meistens Endlosschleifen mit American Football, Werbung für Verdauungsmittel oder schlecht ausgeleuchteten Krimiserien zu laufen schienen, die ich nicht kannte, dann war ich weg und schreckte morgens um Viertel vor fünf wieder auf. Ein paar verwirrte Momente lang konnte ich den fremden Klang eines fernen Martinshorns nicht zuordnen, das sich anhörte wie das leise Jaulen eines Lasters im Rückwärtsgang. Dann schaltete ich das Licht an, realisierte, wo ich war, und schlagartig brandete Aufregung in mir hoch.

Ich zog meinen Laptop aus der Tasche und schickte Sam eine Nachricht.

Bist du da? xxx

Ich wartete, doch es kam nichts zurück. Er hatte gesagt, dass er im Dienst war, und ich war zu durcheinander, um mir den Zeitunterschied klarzumachen. Ich legte den Laptop weg und versuchte kurz, wieder einzuschlafen (Treena sagte, wenn ich nicht genug schlief, würde ich aussehen wie ein trauriges Pferd). Doch die ungewohnten Geräusche der Stadt waren wie ein Lockruf, und um sechs Uhr stand ich schließlich auf, duschte und versuchte dabei zu ignorieren, dass aus dem Duschkopf nur stoßweise rostiges Wasser kam. Ich zog mich an (Jeans-Latzrock und eine kurzärmelige Vintage-Bluse mit einer aufgedruckten Freiheitsstatue) und machte mich auf die Suche nach Kaffee.

Ich tappte durch den Flur und versuchte, mich daran zu erinnern, wo die Gemeinschaftsküche lag, die mir Nathan am Abend zuvor gezeigt hatte. Ich öffnete eine Tür, und eine Frau drehte sich um und starrte mich an. Sie war um die fünfzig, etwas mollig, und sie hatte ihr schwarzes Haar in säuberlichen Wellen frisiert, wie ein Filmstar aus den Dreißigern. Ihre braunen Augen waren schön, aber ihre Mundwinkel waren abwärtsgezogen, als wären sie in ständiger Missbilligung erstarrt.

«Oh … Guten Morgen!»

Sie starrte mich weiter an.

«Ich … ich bin Louisa. Die Neue. Mrs. Gopniks … Assistentin.»

«Sie ist nicht Mrs. Gopnik.»

Die Frau ließ diese Feststellung in der Luft hängen.

«Sie müssen …» Ich durchpflügte mein Jetlag-geschädigtes Hirn, kam aber nicht auf den Namen. *Oh, komm schon*, feuerte ich mich selbst an. «Es tut mir leid. Mein Gehirn ist heute Morgen nur Pudding. Jetlag.»

«Ich heiße Ilaria.»

«Ilaria. Natürlich. Entschuldigung.» Ich streckte die Hand aus. Sie ergriff sie nicht.

«Ich weiß, wer Sie sind.»

«Mmh … könnten Sie mir zeigen, wo Nathan seine Milch aufbewahrt? Ich wollte mir einen Kaffee machen.»

«Nathan trinkt keine Milch.»

«Wirklich? Früher hat er das aber.»

«Denken Sie, ich lüge Sie an?»

«Nein. Das wollte ich damit nicht …»

Sie trat nach links und deutete auf einen Hängeschrank, der halb so groß war wie die anderen und für mich gerade ein kleines Stückchen zu hoch hing. «Das ist Ihrer.»

Dann öffnete sie den Kühlschrank, um ihren Saft zurückzustellen, und ich erspähte die volle 2-Liter-Milchflasche darin. Sie schloss den Kühlschrank und sah mich unversöhnlich an.

«Mr. Gopnik kommt um achtzehn Uhr dreißig zurück. Ziehen Sie zur Begrüßung Ihre Uniform an.» Damit ging sie

hinaus in den Flur, die Sohlen ihrer Slipper klatschten gegen ihre Fußsohlen.

«Es war schön, Sie kennenzulernen! Wir werden uns sicher sehr oft sehen!», rief ich ihr hinterher.

Ich starrte eine Weile den Kühlschrank an, dann beschloss ich, dass es bestimmt nicht zu früh war, um eine Tüte Milch zu besorgen. Ich war schließlich in der Stadt, die niemals schlief.

New York mochte wach sein, aber The Lavery war in eine so vollkommene Stille gehüllt, dass man gemeinschaftlichen Beruhigungsmittel-Konsum vermuten musste. Ich ging durch den Flur, zog leise die Wohnungstür hinter mir zu und überprüfte mehrmals, dass ich sowohl meinen Geldbeutel als auch die Schlüssel dabeihatte. Ich dachte, so früh würden sicher noch alle Bewohner schlafen, und wollte mir ein bisschen genauer ansehen, wo ich gelandet war.

Als ich auf Zehenspitzen durch den Korridor ging, dessen dicker Teppich meine Schritte dämpfte, begann hinter einer der Wohnungstüren ein Hund zu bellen – es war ein kläffender, wütender Protest –, dann rief eine ältere Stimme etwas, das ich nicht verstehen konnte. Ich änderte meinen Plan, weil ich nicht dafür verantwortlich gemacht werden wollte, jemanden geweckt zu haben, und fuhr im Lieferantenaufzug nach unten.

In der Lobby war niemand, also öffnete ich die Tür zur Straße und trat in ein so überwältigendes Chaos aus Lärm und Licht hinaus, dass ich einen Moment stehen bleiben musste, um nicht umzukippen. Vor mir erstreckte sich die grüne Oase des

Central Parks. Links von mir war schon viel los auf den Straßen – an der Ecke luden riesenhafte Männer in Overalls Kisten aus einem Transporter, wobei sie ein Cop beobachtete, der seine fleischigen Arme vor der Brust verschränkt hatte. Eine Kehrmaschine summte geschäftig an einer Reihe geparkter Autos vorbei. Ein Taxifahrer plauderte durch das offene Autofenster mit einem Mann. In Gedanken zählte ich die Attraktionen des Big Apple ab. Pferdekutschen! Yellow Cabs! Unglaublich hohe Gebäude!

Zwei erschöpfte Touristen mit Kindern in Buggys zogen an mir vorbei, in der einen Hand Styroporbecher mit Kaffee, vielleicht immer noch vom Rhythmus einer fernen Zeitzone bestimmt. Manhattan erstreckte sich in alle Richtungen, gewaltig, sonnenüberglänzt, wimmelnd und strahlend.

Mein Jetlag löste sich mit dem endgültigen Hellwerden auf. Ich atmete tief ein und ging los. Es war mir bewusst, dass ich grinste, aber ich konnte einfach nicht damit aufhören.

Ich ging acht Blocks, ohne einen einzigen Lebensmittelladen zu entdecken. Dann bog ich ab in die Madison Avenue, vorbei an noch geschlossenen Luxusgeschäften mit riesigen Schaufenstern und dazwischen gelegentlich einem Restaurant mit dunklen Fenstern oder einem Nobelhotel, dessen livrierter Empfangsportier mich nicht beachtete.

Ich ging noch fünf Blocks weiter, und mir wurde immer klarer, dass ich mich nicht in einem Viertel befand, in dem man schnell mal zum Lebensmittelladen rübergehen konnte. Außerdem hatte ich mir in New York an jeder Ecke Diners

vorgestellt, in denen schlagfertige Bedienungen arbeiteten und Männer mit Buster-Keaton-Hüten saßen, doch alles wirkte riesig und luxuriös und überhaupt nicht danach, dass einen hinter einer dieser Türen ein Käseomelett oder ein Becher Tee erwarten könnte. Die meisten Menschen, denen ich begegnete, waren Touristen oder entschlossene, jogginggestählte schlanke Körper in Elastan, die taub für ihre Umwelt mit ihren Kopfhörern unterwegs waren und geschickt um Obdachlose herumliefen, die sie unter bleischweren Lidern heraus böse anstarrten. Irgendwann kam ich endlich zu einem großen Coffee Shop, in dem sich anscheinend die Hälfte der New Yorker Frühaufsteher versammelt hatte und sich über ihre Smartphones beugte oder außergewöhnlich fröhliche Kleinkinder fütterte, während die typische Easy-Listening-Musik aus Wandlautsprechern perlte.

Ich bestellte einen Cappuccino und einen Muffin, den der Barista, bevor ich noch etwas sagen konnte, aufgeschnitten, erwärmt und mit Butter bestrichen hatte, während er keine Sekunde lang sein Gespräch unterbrach, das er mit seinem Kollegen über ein Baseballspiel führte.

Ich bezahlte, setzte mich mit dem warmen, in Alufolie gewickelten Muffin an einen Tisch und biss ab. Es war, auch ohne den nagenden Jetlag-Hunger, das Köstlichste, was ich je gegessen hatte. Ich saß am Fenster, schaute ungefähr eine halbe Stunde auf die morgendliche Straße Manhattans hinaus, im Mund abwechselnd Bissen von dem schweren, buttrigen Muffin oder Schlucke des sengend heißen, starken Kaffees, und ließ

meinem kreisenden inneren Monolog freien Lauf *(Ich trinke New Yorker Kaffee in einem New Yorker Café! Ich gehe eine Straße in New York entlang! Wie Meg Ryan! Oder Diane Keaton! Ich bin im ECHTEN New York!)*, und für einen Moment verstand ich ganz genau, was mir Will zwei Jahre zuvor hatte erklären wollen; diese paar Minuten, den Mund voll mit ungewohntem Essen, den Blick auf unbekannte Dinge gerichtet, existierte ich nur im Moment. Ich war vollkommen da, meine Sinne wach, mein ganzes Ich bereit, die neuen Erfahrungen aufzunehmen. Ich war am einzig richtigen Ort auf der Welt.

Und dann begannen sich am Nachbartisch aus heiterem Himmel zwei Frauen zu schlagen, Kaffee und Gebäckstückchen spritzten zwei Tische weit, die Baristas rannten hin, um die beiden auseinanderzubringen, und ich klopfte mir die Krümel vom Rock, schloss meine Handtasche und entschied, dass es vermutlich an der Zeit war, in den Frieden des Lavery-Buildings zurückzukehren.

Kapitel 2

Ashok sortierte riesige Bündel mit Zeitungen in nummerierte Stapel, und als er mich sah, richtete er sich mit einem Lächeln auf.

«Ich wünsche einen guten Tag, Miss Louisa. Und wie war Ihr erster Morgen in New York?»

«Großartig. Danke.»

«Haben Sie *Let The River Run* gesummt, als Sie die Straße entlanggegangen sind?»

Ich starrte ihn an. «Woher wissen Sie das?»

«Das tun alle, wenn sie das erste Mal nach Manhattan kommen. Teufel, sogar ich summe es morgens manchmal, und dabei sehe ich Melanie Griffith wirklich überhaupt nicht ähnlich.»

«Gibt es hier im Viertel eigentlich keine Läden? Ich musste eine Million Meilen laufen, um einen Kaffee zu bekommen. Und ich habe keine Ahnung, wo ich Milch kaufen kann.»

«Miss Louisa, Sie hätten mich fragen sollen. Kommen Sie.» Er winkte mich hinter seinen Empfangstresen, öffnete eine Tür, und wir betraten ein düsteres Büro, dessen Unordnung und überladene Einrichtung einen heftigen Widerspruch zu dem Messing und Marmor der Lobby bildeten. Auf einem Tisch

reihten sich Überwachungsmonitore, ein alter Fernseher, ein großformatiges Berichtsbuch, ein Becher, ein paar Taschenbücher und eine Ansammlung von Fotos lächelnder, zahnloser Kinder aneinander. Hinter der Tür stand ein altertümlicher Kühlschrank.

«Hier. Nehmen Sie die. Bringen Sie mir irgendwann wieder eine mit.»

Ich nahm die Milchpackung. «Tun das alle Pförtner?»

«Das tut kein Pförtner. Aber The Lavery ist anders.»

«Und wo gehen die Leute ihre Lebensmittel einkaufen?»

Er verzog das Gesicht. «Die Leute in diesem Gebäude gehen keine Lebensmittel einkaufen, Miss Louisa. Sie *denken* nicht mal an so etwas wie Einkaufen. Ich schwöre, dass die Hälfte von ihnen glaubt, das Essen würde durch Zauberei auftauchen, und zwar fertig gekocht, mitten auf ihrem Tisch.» Er warf einen Blick über die Schulter und senkte die Stimme. «Ich wette mit Ihnen, dass 80 Prozent der Frauen in diesem Haus in fünf Jahren keine einzige Mahlzeit gekocht haben. Allerdings muss man bedenken, dass die Hälfte der Frauen in diesem Haus phasenweise überhaupt nichts isst.»

Als ich ihn anstarrte, zuckte er mit den Schultern. «Die Reichen leben nicht wie Sie und ich, Miss Louisa. Und die Reichen aus New York … tja, die leben nicht wie irgendwer anderes. Alles, was sie brauchen, lassen sie sich liefern. Sie werden sich daran gewöhnen.»

Ich wollte ihn nach Ilaria und Mrs. Gopnik fragen, die anscheinend nicht Mrs. Gopnik war, und nach der Familie, die